

Die Wabi-Sabi-Ästhetik, Bashōs Haiku und das Gute – oder wie dichtet man ohne zu dichten

In der Wabi-Sabi-Ästhetik (bzw. klassischen Japanischen Ästhetik) ist das Schöne gleichbedeutend mit dem Wahren und Guten. Nachdem in den beiden vorangegangenen Essays (SOMMERGRAS 122 und 123) das Schöne behandelt wurde, soll es in diesem Essay um das Gute gehen. Um zu verstehen, was Bashōs Haiku-Dichtkunst mit dem Guten zu tun hat, ist es nötig, sich etwas näher mit drei buddhistischen Grundbegriffen zu befassen: Gier, Hass und Verblendung, wobei Gier und Hass unmittelbar aus Verblendung entstehen. Unter Verblendung versteht man im Buddhismus die gewöhnliche Wirklichkeitssicht, in der die Welt in ein Subjekt und ein Objekt gespalten (Subjekt-Objekt-Spaltung) ist, wobei sowohl das Subjekt als auch das Objekt als Substanz im metaphysischen Sinn gedacht ist. In dieser Weltsicht, die auch als Illusion bezeichnet wird, steht das Ich dem Nicht-Ich (der Welt) als das Andere gegenüber, wobei angenommen wird, dass beide durch ein unveränderliches Wesen (Substanz) zu charakterisieren sind.

Bashō selbst war Zen-Buddhist. In einem Essay von Ueda (in Hume) über Bashōs Haiku-Dichtkunst erfahren wir, dass Bashō seine Haiku nicht nur als Kunstform betrachtete, sondern dass seine Haiku für ihn auch einen moralischen, sogar religiösen Charakter hatten, die für ihn ein Mittel waren, das Leid, das durch Gier, Hass und Verblendung entsteht, zu lindern.

Zen bedeutet in Übersetzung Meditations-Buddhismus, d. h. seine Wirklichkeitssicht ist das Ergebnis von meditativen Übungen, mit deren Hilfe die geschilderte dualistische Weltsicht überwunden werden kann. Die Welt wird stattdessen als ein dynamisches und unteilbares (holistisch) Ganzes erfahren.

Zen zielt mithilfe von verschiedenen praktischen Methoden darauf ab, dem Übenden durch Selbsterkenntnis die eigene unbewusste Verblendung vor Augen zu führen, um ihm damit von den beiden Geistesgiften Gier und Hass zu befreien bzw. sie zu mindern.

Praktisch gesehen ist Zen die Kultivierung des Bewusstseinszustands von *mu-shin*, was so viel bedeutet wie „leerer“ bzw. Nicht-Geist. Die Übungen des Zen, seien es nun Sitzmeditation oder die Haiku-Dichtung von Bashō, zielen darauf ab, die gewöhnliche dualistische Weltsicht zu überwinden, in der das eigene Ich in Opposition zum Nicht-Ich der Welt steht und daher in ein Subjekt und ein Objekt gespalten ist. Gier und Hass sind dabei die unausweichliche Folge dieser Weltsicht. Die nachfolgende Begründung macht daher klar, warum die Haiku-Dichtung mithilfe des Bewusstseinszustands von *mu-shin* das ethisch Gute ist und damit Gier und Hass unterbindet.

Das substantielle Ich nimmt die Worte und Begriffe, die es mithilfe des dualistischen Denkens gewonnen hat, für real. Im Buddhismus wird dieser Zustand als Anhaftung des Geistes bezeichnet. Als unausweichliche Folge identifiziert und definiert sich das substantielle Ich selbst mit diesen dualistischen Begriffen und sucht darauf sein Selbst gegenüber anderen Ichs (mit anderen Begriffen) bzw. der Natur abzugrenzen. Die Welt kann dem Erkennenden daher nicht mehr unmittelbar erscheinen, wie sie wirklich ist, sondern nur mithilfe des Denkvorgangs selbst erschlossen werden. Im Buddhismus, als auch im Zen, werden aber diese Begriffe, die mithilfe von Denken gewonnen werden, lediglich als ein Zeiger auf die Wirklichkeit verstanden: Wie ein Finger, der auf den Mond zeigt, sie sind aber nicht der Mond! Daraus resultiert im ganzen ostasiatischen Sprachraum, der vom Zen-Buddhismus beeinflusst wurde, eine Geringschätzung des Wortes bzw. des abstrakten Denkens als Mittel der Erkenntnis, der in folgendem Ausspruch gipfelt: Das Zen, das sich sagen lässt, ist nicht das Zen. Das heißt, die Wahrheit des Zen ist nicht mithilfe von Worten mitteilbar, sondern kann nur mithilfe von Selbsterkenntnis praktisch erfahren werden. Da die Begriffe nur eine Illusion des dualistisch-reduktionistischen Denkens sind, sind sie als Folge in einer Diskussion nicht lösbar, und ein Streit mit nachfolgendem Hass der Diskutierenden ist unausweichlich, wenn sie für real genommen werden und der Geist ihnen dadurch anhaftet.

Gier ist die andere Seite des substantiellen Ichs. Es versucht sich mithilfe von Besitztümern, aufgrund der Anhaftung an das eigene Ich, zu vergrößern, woraus die Gier entsteht, die unabhängig davon, wie viel sie schon

angehäuft hat, nach immer mehr strebt. Der Bewusstseinszustand des substanziellen Ichs bewirkt, dass der betreffende Mensch nach buddhistischer Ansicht zum Sklaven seiner eigenen Begierden wird, wobei es keine Rolle spielt, ob es sich dabei um materielle oder geistige Inhalte handelt. Als Beispiel sei an die Anhänger eines Gottes gedacht, der Nächstenliebe predigt und die sich trotzdem gegenseitig über die Auslegung seiner Worte bekriegen. Im Bewusstseinszustand von *mu-shin*, also „Nicht-Denken“, hat das gewöhnliche, d. h. substanzielle Ich aufgrund fehlender Anhaftung aufgehört zu existieren, daher wird dieser Bewusstseinszustand mit Freiheit gleichgesetzt, dem Fehlen von Gier, Hass und Verblendung, deren Sklave das substanzielle Ich ist.

Bashōs Haiku, die mithilfe von *mu-shin* entstanden sind, sind immer das Ergebnis einer unmittelbaren authentischen Lebenskunst, in der die Subjekt-Objekt-Spaltung aufgehoben ist und die daher nicht irgendwelchen Theorien oder Modeerscheinungen anhaftet. Anders gesagt, sie sind nicht das Ergebnis eines wollenden substanziellen Ichs, denn das substanzielle Ich produziert stets, solange der Mensch davon beherrscht wird, ein absichtsvolles: Ich will ... und als Folge davon Gier.

Nach dieser Vorrede fragt sich sicher der Leser, wie übt man praktisch *mu-shin* und wie entsteht daraus ein Haiku im Sinne von Bashō? Man kann auch anders fragen: Wie werde ich absichtlich absichtslos?

Der große Teemeister und Vollender der Wabi-Teezeremonie Sen no Rikyū formulierte das Problem so: „Selbst zu beabsichtigen, nicht beabsichtigen zu wollen, ist Absicht. Gilt es doch gerade, mein Lieber, nicht absichtlich Absicht nicht zu beabsichtigen.“

Ein Hinweis, wie das Problem praktisch gelöst werden kann, ist bereits im Begriff *mu-shin* enthalten. *Shin* heißt auf Deutsch nicht nur Geist, sondern kann auch mit Verstand bzw. Denken übersetzt werden. *Mu-shin* bedeutet also etwa ein offener und weiter Geist, der an nichts anhaftet. Anhaftung entsteht, wie oben beschrieben, durch nach-denken. Im Bewusstseinszustand von *mu-shin* wird das Denken also unterbrochen. Im Prinzip handelt es sich bei der Haiku-Dichtung mithilfe von *mu-shin* um Meditation, deren Meditationsobjekt, im Gegensatz zur Sitzmeditation,

nicht der eigene Körper und/oder der Atem ist, sondern das meditative Gewahren von Natur. Das Meditationsobjekt ist also der Naturausschnitt, in dem sich der Mensch gerade befindet und das er mit allen Sinnen gewahrt. Wie in der Sitzmeditation wird der Bewusstseinszustand von *mu-shin* durch Übung kultiviert. Der beobachtende Geist konzentriert sich auf die Natur. Gewöhnlich passiert dabei, nach sehr kurzer Zeit, Folgendes: Die Konzentration erlahmt und der Geist schweift ab. Man ertappt sich, wie man z. B. daran denkt, dass das Auto noch betankt werden muss.

Eine andere häufige Abschweifung ist, dass man völlig unbewusst anfängt, über das Wahrgenommene nachzudenken, oder anders gesagt, das Subjekt mithilfe von Denken in Opposition zum Objekt stellt, wodurch unweigerlich das Wahrgenommene zur dualistischen geistigen Interpretation des Subjekts wird.

Das Denken selbst erzwingt diesen Vorgang! In beiden Fällen, also sowohl bei der Sitzmeditation als auch bei der meditativen Gewahrung von Natur, wird in dem Moment, in dem bemerkt wird, dass die Konzentration abschweift, die „Operation“ *kire* angewandt. *Kire* bedeutet so viel wie abtrennen bzw. abschneiden (und findet sich im Haiku auch im Schneidewort *kireji* wieder) und ist eine basale Tätigkeit, sowohl in den Zen-Künsten, als auch im Zen selbst, mit dessen Hilfe die Begierden abgeschnitten werden. Der unbewusst entstandene Gedankenstrang wird dabei unterbrochen und man kehrt wieder zur reinen Wahrnehmung, ohne alles absichtsvolle Wollen, zurück. Das ist alles! Was sich theoretisch so leicht anhört, ist in der Praxis eine langwierige Übung. Jeder, der auch nur ein einziges Mal meditiert hat, kann erleben, dass der Geist schon nach sehr kurzer Zeit abschweift. Das Gehirn ist hauptsächlich mit sich selbst beschäftigt und produziert ununterbrochen „Gedankensalat“. Im Laufe der meditativen Übungen werden die Zeitabschnitte länger, in denen sich der Geist kontemplativ, rein beobachtend, verhält und man damit den offenen und weiten Geist von *mu-shin* bewahrt. Die meditativen Übungen bewirken im Laufe der Zeit eine Verbesserung der Wahrnehmungsfähigkeit, die im Zen Achtsamkeit genannt wird, wobei die Übung der Sitzmeditation unterstützend für die Haiku-Dichtung ist. Das Bewusstsein wird dabei sensibler und gewahrt immer subtilere Gegebenheiten, sowohl bei sich selbst als auch in

der Natur. Hält man die Übungen lange genug durch, kann man eines Tages, wenn die Umstände günstig sind, erleben, dass ohne ein willentliches Zutun, Worte in die Sphäre des Bewusstseins dringen, die aufgrund der Interaktion des ganzen Menschen (d. h. inkl. des Unbewussten) mit der Natur entstanden sind. Ohne alle willentliche Absicht ist nun ein Haiku entstanden, indem die meditativ gewahrten Worte, mithilfe des Verstands, in die Haiku-Form, mit 5-7-5 Silben, gebracht werden. Bashō selbst sagte hierzu: „Über die Kiefer lerne von der Kiefer, über den Bambus lerne vom Bambus“, und „befreie dich von deiner subjektiven Willkür.“ Von seinem Chronisten Dohō Hattori (in: Izutsu) erfahren wir weiter, dass er sagte: „Man halte den Geist auf der Höhe der Erleuchtungsstufe, aber kehre in die irdische Welt der Konkretheit zurück.“ Sowie:

„Es gibt zwei Weisen zu dichten: Bei der einen ‚wird‘ ein Gedicht, bei der anderen ‚verfasst‘ man es. Wenn ein Dichter durch unablässige innere Schulung auf die Dinge draußen eingeht, ‚wird‘ diese Geisteshaltung ganz von selbst zu einem Gedicht. Ein Dichter jedoch, der es versäumt, sich unablässig innerlich zu schulen, bei dem ‚wird‘ nichts zu einem Gedicht, so daß er es eigenmächtig extra verfassen muß.“ (aus: Das rote Büchlein in Izutsu).

Die Zen-Ästhetik benutzt zur Beschreibung dieses Vorgangs ein Bild: Der meditativ wahrnehmende Geist ist wie die Oberfläche eines spiegelglatten Sees, sodass sich alles darin spiegelt, genauso wie es ist, Gedanken sind dabei wie der Wind, der die Oberfläche kräuselt und die Spiegelung verhindert.

Diese Art der Haiku-Dichtung ist dann keine Interpretation des Intellekts, indem das Subjekt mithilfe willentlicher Denkopoperationen die Natur interpretiert, sondern der Dichter erlebt sich selbst als Teil eines dynamischen und holistisch Ganzen und bringt das konkrete Erleben in Haiku-Form zu Papier. Als Beispiel sei folgendes Haiku angeführt (aus Dombrady):

Köstlicher Reisährenduft!
Unsere Schritte zerteilen ihn – und
rechts leuchtet das Meer

Während der Wanderung gewahrt Bashō weiter und offener Geist des *mu-shin* zunächst den Reisährenduft und dann, wie er ihn in Begleitung regelrecht durchteilt, um danach gleich, ohne dass der Geist der Duftwolke anhaftet, das leuchtende Meer zu bemerken. Wahrlich: Schöner kann man das „Wunderbare Sein“ des Zen-Buddhismus, die gesteigerte Lebensfreude, die mit *mu-shin* einhergeht, wohl kaum wiedergeben.

Das Ich des Dichters erscheint dabei im je wahrgenommenen, einzelnen Moment jedes Mal unwiederholbar neu. Er empfindet sich nicht mehr als statisches und substanzielles Ich, das der Natur als das Andere gegenüber steht und hat somit die sonst unumgängliche Subjekt-Objekt-Spaltung abgestreift.

Oder um es mit den Worten des Zen-Meisters Shibayama zu sagen: „Öffnen wir unser Geist-Auge innerlich unserem wahren Selbst, dann ist jede Bewegung, jede Handlung der unmittelbare Weg des Zen.“

Literatur:

Bashō, M. (1985): Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland. Hrsg. u. übers. von G. S. Dombrady (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung) Mainz.

Gad, J. (2018 a): Zen, die Wabi-Sabi-Ästhetik und das Haiku – Teil 1. SOMMERGRAS 122, S. 29–42, Norderstedt.

(2018 b): Zen, die Wabi-Sabi-Ästhetik und das Haiku – Teil 2. SOMMERGRAS 123, S. 32–40, Norderstedt.

Hume, N. G. [Hrsg.] (1995): Japanese Aesthetics and Culture. (State University Press), New-York.

Izutsu, T. & T. (1988): Die Theorie des Schönen in Japan – Beiträge zur klassischen japanischen Ästhetik. Hrsg. und übers. von F. Ehmcke (DuMont), Köln.

Ohashi, R. (1994): Kire – Das „Schöne“ in Japan – Philosophisch-ästhetische Reflexionen zu Geschichte und Moderne. – Übers. von R. Elberfeld (DuMont), Köln.

Shibayama, Z. (1974): Zen – Eine Blume spricht ohne Worte – Eine Einführung durch Gleichnis und Bild. (Otto Wilhelm Barth) Bern – München – Wien.